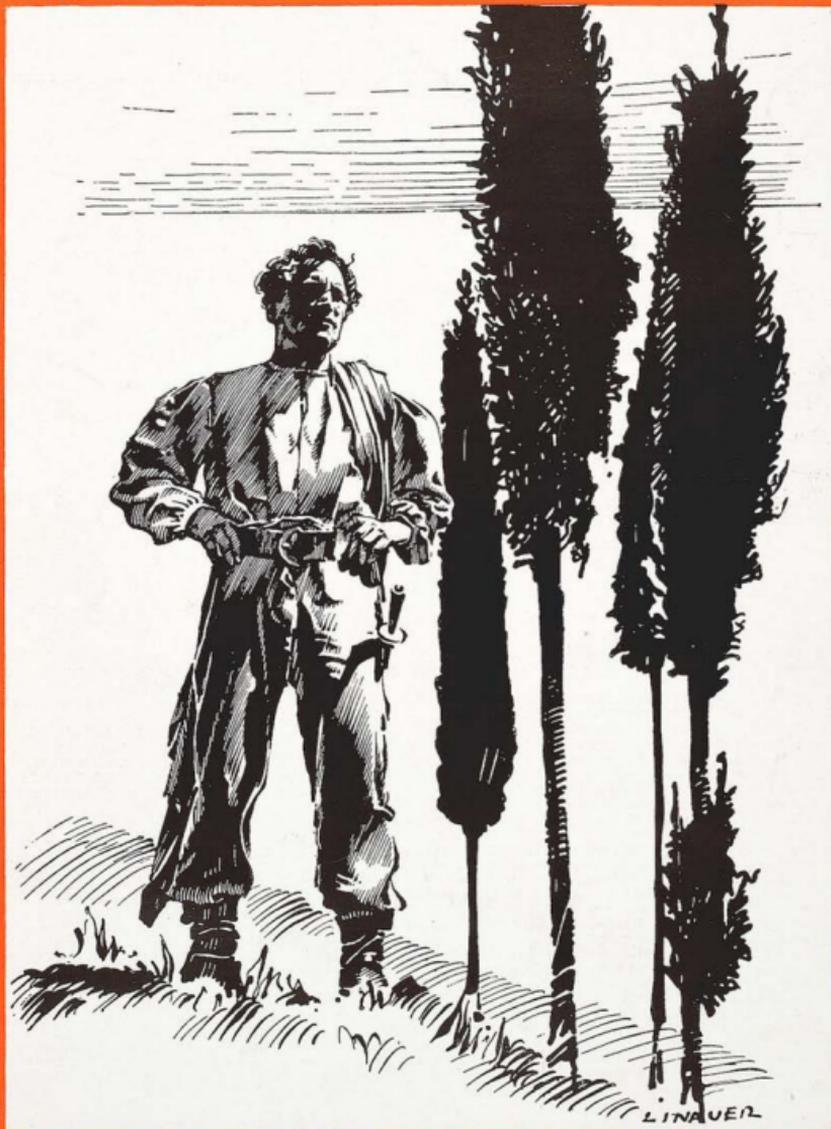


J U G E N D

NUMMER 10 / 1937

PREIS 60 PFENNIG



Zum Film „Condottieri“

DER SCHWARZE TOD

VON BERT WERNAU

Es locken die Geigen, es funkelt der Wein,
Es tanzen die Masken; das Stöhnen und Schrein
Der Sterbenden dringt nicht zum Schlosse,
Denn Herzog Prospero feiert ein Fest.
Wer spricht da vom Sterben, wer spricht von der Pest?
Die Pest wütet nur in der Gosse.
Die Pforten verschlossen, die Riegel versperret,
Was kümmern den Prinzen die Armen.
Die Fenster verriegelt, der Eingang verwehrt,
Herr Prospero kennt kein Erbarmen.
Und laut ruft der Prinz, daß es gelte durch den Saal
„Auf das Leben der Pest leer' ich diesen Pokall“

Die Glocke schlägt zwölf. Da wird es so still.
Gespensterhaft flattern die Kerzen.
Gestört die Musik, gestört die Quadrille;
Ganz plötzlich vorbei mit den Scherzen.
Da lacht Don Prospero gellend auf
Und greift an seines Dagens Knauf:
„He da, ihr Gäste, tanzt und springt!
Lakelen Wein! Ihr Sänger singt!
Wer stört das Spiel! Wer stört das Fest?
Zum Zweikampf fordere ich die Pest!
Herein mit ihr in diesen Saal!
Herein mit ihr! zum letzten Mall!“

Die Gäste stehen bewegungslos.
Da! Eine Maske — riesengroß —
Erscheint urplötzlich in dem Saal.
Die Augen leer; das Antlitz fahl;
Und alles weicht und weicht zurück
Vor diesem todesleeren Blick! —
Herr Prospero aber höhnisch spricht:
„He Maskel Das war gut gemacht!
Doch weiß ich noch nicht, wer du bist,
Die ich als schwarze Pest begrüß!
Ich sah dich vorhin nicht beim Tanz!
Herunter mit dem Mummenschanz!“

Längst schweigen die Geigen. Mit einem Mal
Verlöschen die Lichter der Leuchter im Saal!
Der Prinz weicht zurück und die Maske folgt nach —
Von Zimmer zu Zimmer, von Gemach zu Gemach!
Herr Prospero läuft! — Und die Maske läuft mit,
Treppauf und treppab, auf Schritt und Tritt,
Auf Tritt und Schritt; treppab und treppauf.
Da hemmet der Prinz seinen furchtbaren Lauf
Und steht und starret — dem Tod ins Gesicht
Dem grinsenden Tod — dem Gottesgericht!
Und wanket und sinkt zu Boden — und stirbt!
Die Maske verschwand; doch seit dieser Zeit
War Rom von der schwarzen Pest befreit, —

SEIN SONNTAG

VON FRITZ IERTLER

Ein Bergsonntag.
Über dem lieblichen Prientale liegt der farbenfrohe Zauber des
Herbstes.

Stolz säumen die schroffen Zacken der Kampenwand und des
Zellerhorns das seidige Blau des Himmels.

An der Türe eines stolzen Bauernhofes lehnt ein hochgewachsener
Bauer. Die braunen Fäuste stecken in der Tasche der gamse-
ledernen Hose, Kraft und Selbstbewußtsein, Stolz auf die eigene
Scholle, atmet die Gestalt des Burschen, eine überströmende,
ihm vielleicht selbst unbewußte Kraft. Der alteingesessene Berg-
bauer, der gleichsam das Adelsgeschlecht des Bergvolkes ist,
spricht aus der Art des Burschen, aber der Ausdruck seines
Gesichtes ist mißmutig; grübelnd starrt er vor sich hin.

„An was denkst denn, Loisl?“ Ein frisches Mädel hat sich dem
Burschen genähert. Zwei breite blonde Zöpfe umrahmen ein
schmales Gesicht, aus dem große blaue Augen leuchten.

„Fort möcht ich!“ Der Bursche hat es leidenschaftlich hervor-
gerufen.

„Fort —!“ Unter der Türe erscheint ein stämmiger Bauer, dessen
verjüngtes Ebenbild der Bursche ist. In dem Gesicht des Alten
ist ein gefährliches Watterleuchten. „Gefällt dir wohl nicht mehr
dahem, seit du draußen in München warst“, sagt er langsam.
„Hab auch erst g'sehn, was leben heißt, seit ich draußen war“,
stößt der Bursche leidenschaftlich hervor. „Zum Verzeiweln sind
die Sonntage mit ihrem ewigen Einerlei.“

„Ich bin seit zweiundsechzig Jahren auf dem Hof“, entgegnet der
Alte zornig, aber der Sonntag war immer „mein Sonntag“. Die
ganze Woche hab ich mich gerackert und die ganze Woche hab
ich mich auf meinen Sonntag g'freut. Ich hab immer Unterhaltung
genug g'habt.“

Monika ist ängstlich abseits getreten. Sie weiß, daß die beiden,
Vater und Sohn, die gleichen Hitzköpfe besitzen und sie weiß,
daß bei ihnen ein Zusammenprall so rasch kommen kann wie
ein Bergwetter, das, kaum gesichtet, auch schon mit voller Wucht
zerstörend heranast.

„Komm, geh'n wir ein wenig nach Aschau 'neil!“ Monika will den
Burschen von der Türschwelle fortziehen.

„Laß mir mein Ruahl!“ Loisl hat den Arm des Mädels unsanft bei-
seitig geschoben und will sich, ohne nach ihr und seinem Vater
zu sehen, vom Hofe entfernen. Da steht der Alte hochaufgerichtet
vor ihm.

„Ich will dich net halt'n“, sagt er, und in seiner Stimme ist etwas,
das den Burschen tief erleichen läßt. „Ich will dich net halt'n,
wennst glaubst, daß du zu gut für einen gestandenen Bauer bist.
Geh 'neil in die Stadt! Aber geh bald! Geh bald, damit ich dich
nimmer seh!“ schreit der Alte jetzt in schranksenlos ausbrechen-
dem Zorn seinem Buben ins Gesicht.

„Vater!“ Moni hängt bittend am Arm des Alten.
Da lacht Loisl höhnend auf. Dann wendet er sich um und stümt
die knarrende Treppe hinauf in seine Kammer. Kurze Zeit später
schreitet er mit einem kleinen Bündel im Arm vorbei an dem
Vater und der weinenden Monika und steigt vor ihren Augen
in den Postwagen, der eben an der Autobushaltestelle ange-
langt ist.

Der Alte achtet nicht auf das laut weinende Mädel. Langsam
geht er durch den Garten und pflückt Blumen, die noch als späte
Gäste des Sommers ihre Blütenköpfchen in der Abendsonne
wiegen. Einen großen Strauß brennender Blumen pflückt er,
dann geht er mit diesem Strauß langsam und schwerfällig hinüber
nach dem Kirchhof und legt ihn auf ein stilles Grab. „Muatter“,



Der Lech bei Landsberg

E. Brauneis

sagt er, während zwei scheue Tränen über seine wetterharten Züge rinnen, „Muatter, jetzt muußt halt du wieder aufpassen auf unseren Einzigen, sonst kommt unser Hof in fremde Händ!“

Und wieder ist ein leuchtender Sonntag im stillen Priental. Zwei Jahre sind vergangen, seit Loisl in unüberlegtem Jähzorn dem Hofe seines Vaters den Rücken gekehrt hat, zwei Jahre, seit der Vater seinen einzigen Buben in die Stadt schickte. Nichts hat sich geändert in der Heimat des Loisl seit dieser Zeit. Nach wie vor brüllt das herrliche Vieh im Stall, läuten die Glocken melodisch in die leuchtende Morgensonne oder durch den verträumten Abend.

Treu hält die Kampenwand Wacht über Aschau und sieht hinaus auf den blitzenden Spiegel des Chiemsees. Nur der alte Bergbauer, der Vater des Loisl, hat sich verändert. Seine hohe Gestalt ist gebückt, und wenn der Wind aus Tirol herüberstreicht über den weiten Hof, dann ist es, als ginge ein Wehklagen durch das große Haus.

Monika steht mit dem Alten unter der Haustüre. „Jetzt wird das Postauto gleich kommen, Vater“, sagt sie müde, und ein trocken es Weinen schüttelt sie. „Heute sind es zwei Jahre, daß er fort ist — nichts hat er hören lassen, die zwei Jahre, gar nichts! Am Sonntag ist es immer doppelt schwer!“

Der Alte nickt. „Daß mich die Muatter so lang' warten laßt, bis sie ihn zurückschickt“, sagt er gedrückt.

Da tönt das scharfe Tuten eines Kraftwagens durch die tiefe Stille des Sonntags. Monika preßt die Hand aufs Herz. Aber dort, um die grünen Hügel biegt nicht das gewohnte Postauto; ein großer schwarzer Wagen, an dessen Vorderfront ein rotes Kreuz leuchtet, kommt langsam und doch viel zu schnell näher.

Dann öffnet sich die Türe des dunklen Wagens und aufstöhnend bricht der Berghofer vor der schmalen Tragbahre, auf der sein Einziger gebettet liegt, in die Knie.

„Sonntag ist's, Vater!“ flüstern die blutleeren Lippen des Loisl, und seine abgemagerte Hand streicht zärtlich über das weiße Haar des Alten. „Dein Sonntag, Vater!“

Längst ist der dunkle Wagen wieder abgerollt. In der Kammer des Loisl sitzt der Alte bei seinem Buben. Er fragt nichts, der Bergbauer. Er hält nur die fiebernde Hand seines Buben und sieht ihm glücklich in die Augen.

Draußen vor dem Haus aber steht ein blondes Mädgel und hat eine lange Unterredung mit dem Tod, der absolut über die Schwelle will. Doch selbst dieser hartnäckige Geselle kann der heißen Bitte, die in den Blauaugen steht, kein „Nein“ geben. Er hat auch viel zu tun und er weiß, daß er mit Frauen, die ihm den Kampf angesagt haben, immer sehr schlecht fertig werden kann. Deshalb wendet er sich ab und verläßt den Hof.

Und wieder läuten die Glocken weihvoll einen Sonntag ein. Schwer stützt sich Loisl auf die starken Schultern seines Vaters, der wieder aufrecht und gerade durch den Hof geht, und zärtlich blickt er in die Augen seines blonden Mädgels.

Der Winter hat seinen Einzug gehalten, flimmernd liegt der Schnee vor den blitzsauberen Fenstern der Stube. „Sonntag is' und Weihnachten is' auch bald, Monika“, sagt Loisl glücklich. „Weihnachten, daheim!“

„Ist es dir draußen so schlecht ergangen, Loisl?“ Es ist das erste Mal, daß Monika schüchtern an Vergangenes rührt.

„Schlecht!“ Loisl sieht sinnend vor sich hin. „Erst hat mich alles g'freut“, sagt er langsam. „Ich hab Arbeit g'funden und hab

leicht verdient, was ich braucht hab! Aber dann sind die Abende kommen, Monika, die Abende in den Steinmauern der Stadt. Da hab ich plötzlich unsere Glocken gehört, wie sie das Gebet geläutet haben, da hab ich den Vater gesehen, wie er durch den Stall gegangen is und nochmals nach dem Vieh geschaut hat, und da hab ich plötzlich gemerkt, wie schrecklich allein ich bin. Wenn dann ein Sonntag gekommen ist, da hab ich sie gesehen, unsere Burschen und Mädels, hab daran denkt, wie lustig wir waren und uns nach dem Amt bei der Kirche noch unterhalten haben. Dann hab ich auch deine lieben blauen Augen und deine blonden Zopf gesehen", sagt er und streicht der erglühenden Monika über die Haare. "Immer schlimmer ist das Heimweh geworden, immer stärker hat es mich heimgezogen zu euch, und ich hab gewußt, daß ich noch zugrunde geh drinnen in der Stadt. Aber ich war zu stolz", fährt er dumpf fort, "zu stolz um heimzukommen, nachdem mich doch der Vater fortgeschickt hat. Bleib, Vater", bittet Loisl warm, als sich der Alte jetzt entfernen will. "Da bin ich vor ein paar Monate an einem Sonntag auf

einen großen Friedhof in der Stadt gegangen, hab eigentlich net gewußt, warum; ich glaub, ich hab das Grab von der Mutter gesucht. Da ist sie plötzlich vor mir gestanden und hat mich traurig angeschaut. Gejagt hat's mich da, 'naus aus dem Friedhof. Net rechts und net links hab ich g'schaut, immer nur die Augen von der Mutter waren vor mir, und ich hab auch nicht das Auto gesehen, unter dem ich auf einmal gelegen bin. Wie ich im Krankenhaus zu mir gekommen bin, hab ich immer den Arzt 'bettelt. Immer schlechter ist es mit mir geworden, bis der Arzt gesagt hat: 'Wir müssen ihn transportieren, wenn er gesund werden soll!'"

Eine tiefe Stille ist zwischen den drei Menschen. „Und jetzt, Loisl, jetzt, bleibst du jetzt bei uns?“ fragt Monika bang. „Wenn mich der Vater noch mag und du meine Bäuerin wirst“, sagt Loisl weich und sieht den beiden glücklich in die Augen. Der alte Bergbauer geht langsam zur Türe und sieht nochmal zurück. „So schön wie heut war er noch gar nie, mein Sonntag!“ sagt er und verläßt die Stube.

DER ERSTE KRACH

Skizze von Felicitas von Reznick

Gerda steht in der Küche und gießt zum vierten Male die Braten-tunke über das Fleisch. Sie ist schon immer weniger geworden, und je mehr leckere Duffte die Küche durchziehen, um so knuspriger wird das Fleisch in der Pfanne, die Kartoffeln sind bald zu Schips geworden und das Gemüse wird auch immer weniger. Diese Unpünktlichkeit! Sie hat Rudi doch wirklich oft genug gesagt, daß es für eine Hausfrau nichts Schlimmeres gibt, als einen unpünktlichen Mann zum Essen. Das heißt, gesagt hat sie es eigentlich gar nicht. Sie hat ihm nur erzählt, wie schrecklich mühsam es ist, wenn man alles immer herauszögern muß. Sie hat es beliebige nicht so gesagt, daß er es unbedingt auf sich beziehen muß. Nur so im allgemeinen. Aber wenn Rudi nur ein wenig nachdenkt, wird er bemerken, daß sie ihm damit zu verstehen geben will, wie verhaßt ihr Unpünktlichkeit ist.

Aus diesen Gedankengängen ist klar zu ersehen, daß Gerda noch sehr jung verheiratet ist und wenig Erfahrung mit Männern hat. Männer lesen und hören ungern zwischen den Zeilen. Erstens merken sie nie etwas und zweitens wollen sie nichts merken. Also die Kartoffeln kommen jetzt vom Feuer herunter. Sie sind sonst wirklich nicht mehr eßbar. Wenn man das Gas unter dem Gemüse nur noch etwas kleiner drehen könnte!

O Gott, diese Unpünktlichkeit! Überhaupt ist Gerda auf Rudi böse. Gestern hat er ihr von den kleinen Füßen ihrer Freundin Helene vorgeschwärmt und er sollte doch wissen, daß ihr so etwas schrecklich ist, denn sie leidet sehr unter ihrem großen Fuß. Und am ersten Weihnachtsfeiertag hat sie sich auch über ihn geärgert. Da hatte er auf einmal erklärt, er müsse unbedingt einige Bücher wegen der bevorstehenden Bilanz durchsehen, und sie hatte allein unterm Baum gesessen, am ersten Weihnachtsfeiertag, am ersten Weihnachtsfest überhaupt in ihrer jungen Ehe. Gerda gießt zum fünften Male die Braten-tunke über das Fleisch. Und Silvester, um zwölf Uhr, hatte er zuerst der sehr schönen und auffallenden Hausfrau zugeproestet, nicht seiner Gerda.

Heute ist aber ihre Geduld gerissen. Sie wird ihm die Meinung sagen. Sie wird ihm einen richtiggehenden Krach machen. Alles, was sie auf dem Herzen hat, wird sie ihm hinbacken, und dann wird er zerknirscht sein und wird sehen, was für ein Untier er ist. Gerda dreht die Suppe aus, füllt die, recht zusammengekochte, aber um so köstlichere Brühe in die Tassen und stellt Gemüse, Fleisch und Kartoffeln zum Wärmen in den Backofen. Sie geht nicht sehr sanft mit den Schüsseln um, und die eine Porzellantasse bekommt auch wirklich einen Sprung. Es ist eine von den guten weißen, mit dem Platinrand, erste Wahl. So war es eigentlich nicht gemeint, und dies kleine Unglück kühlt Gerdas Wut etwas ab. Sehr sanft und sorgfältig stellt sie die Tassen auf den Mittagstisch und faßt gerade die Blumenvase behutsam an, um die Tafel zu schmücken, als ihr im Augenblick einfällt, daß sie böse ist und keine Blumen auf den Tisch stellen will. Rudi soll gleich beim Eintreten merken, wie ihre Laune ist.

Hoffentlich kommt Rudi noch eine Viertelstunde später, damit die Suppe ordentlich ausgekühlt und Fleisch und Gemüse auch schon ein bißchen abgestanden wirken. Dann wird der Haus tyrann über das Essen schimpfen und dann wird er etwas von ihr zu hören bekommen.

Leider klappert der Schlüssel schon im Schloß, Rudi tritt strahlend lächelnd ins Zimmer, gießt Brauchen einen Kuß und setzt sich mit den Worten: „Wie schön, das Essen schon auf dem Tisch“, auf seinen Platz.

Die Suppe hat gerade die richtige Temperatur, und der Hausherr schlürft sie behaglich.

„Einfach wunderbar, die Brühe“, lobt er wohlwollend. Es entgeht Rudi, daß Gerda höchst energisch aufsteht und ebenso energisch mit Braten, Kartoffeln und Gemüse wiederkehrt. Sie ist sehr ärgerlich, weil ihr Rudi bisher keine Gelegenheit gegeben hat, ihre Szene zu landen. Aber jetzt, bei den überknusprigen Kartoffeln, kommt es sicher soweit.

„Der Braten ist so ausgezeichnet, so saftig und geschmackvoll, daß man wahrhaftig keine Tunke dazu braucht“, bemerkt Rudi harmlos und ahnt nicht, weil'ch grauenvolles Gewitter über seinem Haupt schwebt. „Weißt du, eigentlich schmecken die Kartoffeln, wenn sie so knusprig sind, doch sehr gut. Bisher wollte ich sie nie versuchen, doch jetzt kannst du sie gern öfter machen.“

Ziemlich ratlos, immer noch angriffsbereit, aber nicht mehr ganz so am Rande der Explosion, wie zu Anfang der Mahlzeit, sitzt Gerda ihm gegenüber.

„Und die Bohnen hast du endlich so gemacht, wie sie Mama immer kochte, eine Idee angebrannt. Das ist das Geheimnis.“ Rudi erhebt sich, angenehm gesättigt und schließt Gerda mehr als wohlwollend in die Arme. „Bist doch meine Goldpuppe!“ Das auch noch! Wie Gerda diesen Kosamenen haßt. Auch das hat Rudi nicht gemerkt. Liebevoll schiebt er seinen Arm unter den ihren und, anstatt in widerer Hass ins Geschäft zurückzustrüzen, steuert er in sein Arbeitszimmer.

„So ein reizendes Mittagessen haben wir überhaupt noch nicht gehabt. Laß du das Abräumen und ich gehe erst um vier wieder ins Geschäft. Jetzt machen wir's uns gemütlich.“



Weltliteratur

Romane, Erzählungen
und Gedichte
aller Zeiten und Völker

Schriftleitung Dr. Hellmuth Langenhove
Monatlich ein Heft XII. — 10

„Es kann nicht ernst und notwendig genug auf dieses weltumfassende Kulturunternehmen hingewiesen werden. Hier steht für wenige Pfennige gültigeres Diktatort der Weltliteratur zu jeder Voraussetzung, der nur bausch greifen will. ... Die jeweilige Auswahl ist vorzüglich. Jedes Heft ist in sich abgerollt, es ist sprachlich darauf gerichtet, ob es in Verbindung steht zu unserer Gegenwart und unserer Zeit. Ein Lektüreplan mit der „Weltliteratur“ ist an so vielen wichtigeren als andere programmatische Hebe, wie 20% Zeit wichtiger ist als die höchste Theorie. Mit dieser Zeitkritik wird obere Bildungsarbeit am Gefährlichsten geteilt. Würde für einen freigewählten Zweckbesitzer stehen.“

Gerhard F. Harig in der Magdeburgischen Zeitung

Bestellen Sie ein Probeheft gratis zu XII. — 10 durch Ihren Buchhändler oder durch den Wiking Verlag, Berlin W. 9, Eichhornstr. 10

DIE FILM-JUGEND

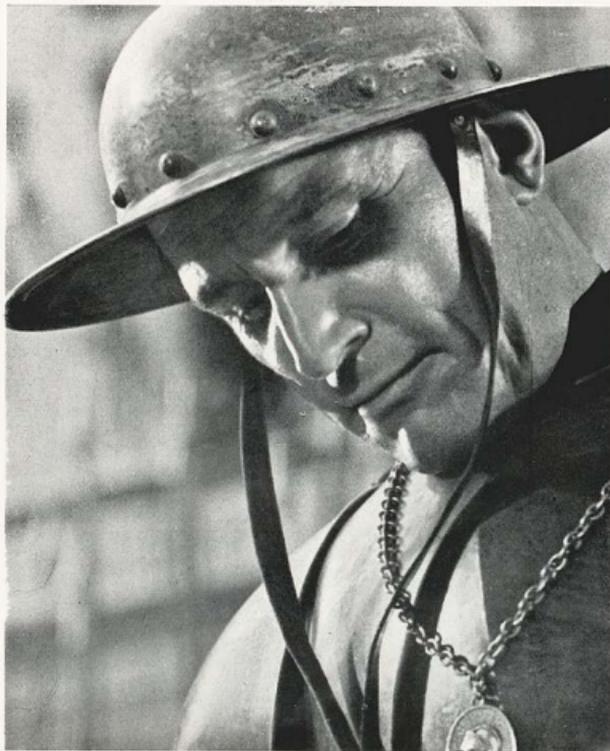
Die schwarze Schar

Im Burghof liegen die Schatten des Nachmittags. Die provisorische Kanfene unter dem Säulengang einer breiten Galerie hat längst ausverkauft. Es war ein heißer Tag. Jetzt ruft ein Hornsignal zum Sammeln. Antreten zum Einkleiden! Im Gleichschritt rückt eine Korporalschaft nach der anderen heran und baut sich vor der Kleiderkammer auf.

Dieser Raum hat sicher schon edleren Zwecken gedient als zur Aufnahme eines Magazins. Decken und Wände sind mit Malereien geschmückt. Auf Kalk gemalte Halbgotter blicken starr auf die Berge von Kostümen und Bein-Armschienen, auf die Stapel von Helmbarden und Streitlaxten, die hier umherliegen.

Durch die geöffneten Fenster sieht man auf die weite Hügellandschaft links und rechts von dem ausgetrockneten Bett des Flusses Parma hinaus. Kommandoworte schallen herauf. Auf den grünen Hängen der Burg reiten die im benachbarten Langhirano stationierten Kavalleristen Galopp. Sie sind bereits eingekleidet. Bunt sind ihre Uniformen, kunterbunt, wie nur die Gewänder der Söldnerscharen zu Beginn unseres Zeitalters sein konnten.

Wie ganz anders sind die Kostüme beschaffen, die hier oben an das Fußvolk ausgegeben werden! Jeder Mann erhält ein schwarzes Wams, eine breitkrepelige Sturmhaube aus dunklem Erz, und selbst die langen Schwerter stecken in schwarzen Scheiden. Die Soldaten legen oben in der Galerie ihre modernen Uniformen ab und ziehen die Schwarzhemden an.



Nicht die Schwarzhemden der Faschisten Mussolinis! Nein, die Uniformen des Condottieri Giovanni di Lombardo, der jetzt, gefortnt aus Dichtung und Wahrheit, seine filmische Auferstehung feiert: in Luis Trenkers neuem Film „Condottieri“. Dieser Giovanni, dem Trenker selbst das Format und das Gesicht gibt, ist gleichsam ein Vorläufer des Faschismus, ein Kämpfer gegen die Eindringlinge, die aus Italien jahrhundertlang den wunden Spielball fremder Mächte machten, der Begründer eines einigen und starken Italien, ein Mann, der sein Leben einsetzt für den Begriff Vaterland und für den Frieden, der endlich aus einem Kriegschauplatz ein blühendes Paradies schafft.

Bunt wie ihre Kleidung waren die Söldnerscharen jener Tage zusammengewürfelt. Aus allen Nationen waren sie gebildet, und bunt war auch die Fahne, die ihnen vorgetragen wurde und auf der das eine Wort geschrieben stand: Profit! Wer am besten zahlte, dem dienten diese Söldner und ihr Condottieri, ihr „Feldherr“. Von dem Italiener Attendolo bis zu Wallenstein — alle waren sie käuflich, alle betrieben sie den Krieg als ein profitables Geschäft. Die Schwarzhemden aber trugen ihre einheitliche und schmucklose Uniform zum Zeichen dafür, daß sie nicht für Condotta käuflich waren, sie fragten nicht nach Sold und Beute, sie waren die Kämpfer für eine höhere Sache. Von dem Vorkämpfer für

Luis Trenker in „Condottieri“

Aut. Tobis/20a

ein größeres Italien. Giovanni, diesem oberitalienischen Abbild des Römers Rienz, bis zu den Schwarzhemden des Duce geht eine große Linie. Sie ist beabsichtigt, sie ist von Trenker erkannt und in dem Film „Condottieri!“ gestaltet — mit der Mentalität des Deutschen von heute, der an die jüngste Geschichte seines eigenen Vaterlandes denken muß und an die schwarze Garde, die das Banner mit dem Hakenkreuz über einem geeinten Deutschland aufgepflanzt hat. Und wahrlich, die Schwarzhemden des Films „Condottieri!“ sind nicht allein der poetischen Legende entstiegen. Auch die Geschichte des deutschen Freiheitskampfes kennt solche „schwarzen Scharen“, solche Elitetruppen des Kampfes. Ein Name steigt aus dem Dunkel der Historie und hält in der Rechten das blutige Schwert, in der

Linken die zerrissene schwarze Fahne: Florian Geyer, der schwarze Ritter, der seine schwarzen Scharen gründete, um sie als das Kernstück der bewaffneten Bauern den Soldnern des Condottieri Frundsberg entgegenzuwerfen. Die Soldaten, die oben im Hof der Burg von Torrechiara eingekleidet werden, ahnen nichts von den Dingen, die beim Anblick ihrer schwarzen Hemden lebendig werden. Es genügt, daß sie bereit sind, einem Befehl zu folgen. Und dieser Befehl heißt: Avanti! Vorwärts!



Arzt und Schauspieler Albrecht Schoenhals' Weg von der Wissenschaft zur Kunst.

Wenn in einer Familie die männlichen Vertreter fünf Generationen hindurch Ärzte waren, dann ist es wohl nicht verwunderlich, wenn der jüngste Sproß denselben Beruf ergreift. Für Albrecht Schoenhals war es eine Selbstverständlichkeit und er kam garnicht auf die Idee, daß er auch noch andere Begabungen haben könnte. Gebürtig in Süddeutschland, absolvierte er in Freiburg das Gymnasium und begab sich nach

Berlin zum Studium. Die Hochschule für Militärärzte nahm ihn auf. Schoenhals nahm seine Arbeit sehr ernst. Je schwieriger die Probleme, umso größer wurde sein Interesse. Endlich war er soweit fertig, um ins Examen zu steigen. Seine Dissertation über die „Fingerkontraktur“ fand bei der Kommission großen Anklang. Das Examen war bestanden und Schoenhals führt seither den Titel eines Doktor med. Nach Absolvierung des Pflichtjahres als Assistenzarzt in der Berliner Charité ging Schoenhals als junger Arzt in die Garnison Metz, um dort Kriegsdienst zu tun. Für

Tapferkeit und Opfermut wurde ihm das Eisenerz Kreuz I. verliehen. Schwer verwundet kam er 1918 in die Heimat zurück, schloß sich aber schon bald darauf dem in Döberitz stehenden Freikorps an. Erst 1920 zog sich Schoenhals vom militärärztlichen Dienst zurück und ging als Arzt zur Berliner Schupo.

In den Nachkriegsjahren vollzog sich langsam und stetig seine innere und äußere Wandlung zum Schauspieler. Obwohl er mit Freude und Begeisterung Arzt gewesen war, fühlte er in diesem Beruf doch nicht die letzte Befriedigung, die er ersahnte. Immer stärker wurde der Wunsch Schauspieler zu sein. Schließlich machte er den Kampf Arzt oder Schauspieler ein kurzes Ende. Er ging zu dem schon damals sehr bekannten Bühnenkünstler Eduard von Winterstein und ließ sich prüfen. Damit war der entscheidende Schritt getan. Winterstein erkannte die Begabung und gab ihm nicht eher frei, als bis er bühnenreif geworden war.

Die Feuerprobe des ersten öffentlichen Auftretens bestand der junge Doktor med. a. D. am Theater in Halberstadt. Am gleichen Theater machte er die Bekanntschaft mit einem anderen Anfänger — Gustaf Gründgens. Von den folgenden Jahren ist nicht viel zu berichten. Schoenhals setzte sich rasch durch, sein Spiel wurde immer sicherer, der Erfolg wuchs. Er spielte in Frankfurt a. M., in Dortmund und an den Kammerspielen in Hamburg. Hamburg wurde für Schoenhals in zweifacher Hinsicht zum Ausgangspunkt großer Ereignisse. Einmal fand er dort seine Lebensgefährtin, Anneliese Bohn, die bekannte Schauspielerin. In den Kammerspielen lernten sich beide kennen. Das zweite Ereignis war die Entdeckung zum Film. Ein Produktionsleiter, der wieder einmal auf der Jagd nach einem neuen Gesicht war, sah im Thalia Theater Albrecht Schoenhals. Sein herbes geschlossenes Wesen, die männlich kraftvolle Darstellung und nicht zuletzt die Gepflegtheit der Sprache machten solch starken Eindruck auf ihn, daß er Schoenhals sofort für die



Albrecht Schoenhals im Film
„Die gläserne Kugel“

Aufn. Bavaria

Titelrolle in „Fürst Woronzoff“ verpflichtete. Schoenhals spielte die schwierige Doppelrolle vor Kamera und Mikrophon mit einer Sicherheit, die man wohl kaum von einem Filmneuling erwartet hätte.

In den zwei Jahren, die Schoenhals im Film tätig ist, sahen wir ihn in den verschiedensten Rollen. Immer aber waren überlegene Ruhe und Sicherheit die besonderen Merkmale seiner Schauspielkunst.

Unter den vielen Filmen aus dieser Zeit seien genannt „Einer zuviel an Bord“, „April, April!“, „Stützen der Gesellschaft“, „Warum lügt Fräulein Käthe“ und vor allem „Arzt aus Leidenschaft“. Hier spielte er die Titelrolle und kehrte damit vorübergehend zu seinem früheren Beruf zurück. Gerade dieser Film hat Schoenhals sehr befriedigt, konnte er doch die Atmosphäre eines Krankenhauses, das Leben und die

Arbeit des Arztes schildern, wie es auch in der Wirklichkeit ist.

Eine besondere dankbare Rolle spielte Schoenhals in dem Bavaria-Film „Hannerl und ihre Liebhaber“ als Partner von Ollly von Flint. Nach diesem Erfolg wurde Schoenhals jetzt für den Bavaria-Film „Die gläserne Kugel“ verpflichtet, wo er zusammen mit Hilde von Stolz, Sabine Peters, Theodor Loos usw. spielt.

Der Amtsdienner Taubenberger

VON WILHELM LICHTENBERG

Es gibt viele Menschen — oberflächliche, gedankenlose —, die behaupten, ein Amtsdienner — sagen wir zum Beispiel der Amtsdienner Taubenberger — hätte keine besonderen Leistungen zu vollbringen. Zugegeben, dem äußeren Anschein nach hätten sie recht. Aber wer sich nur die Mühe nimmt, ein wenig über die Welt und ihre Gebräuche nachzudenken, muß dahinter kommen, daß es viel leichter ist auf der obersten Stufe einer Hierarchie zu stehen, als auf deren unterster.

Denn der Amtsdienner Taubenberger hatte überhaupt nur Vorgesetzte. Er war wie ein Radfahrer, der wohl ein Gubernale, aber kein Pedal hatte; er mußte sich immerzu bücken und konnte niemals treten. Und daß er dieses harte Los mit überirdischer Fassung und Geduld durch vierzig Dienstjahre hindurch ertragen hatte, bewies die allgemeine Wertschätzung seiner Vorgesetzten. Alle sagten, wenn von Taubenberger die Rede war: „Oh, Taubenberger...! Eine Perle...! Unersetzbar...! Oh...!“

Die Agenden eines Amtsdienstlers sind bestimmt nicht so hervorregende, daß er sich diese Begeisterung einfach nur durch seine reglementierte Tätigkeit eringen könnte. Die Leute abwimmeln, Würstchen bringen und bei den Akten Bescheid wissen, trifft bald einer. Aber Taubenberger übte die höhere Kunst eines Untergebenen. Er hatte sich bei den übergeordneten Stellen angenehm gemacht. In diesen vierzig Jahren war er zum Gedankenleser geworden, der sofort erriet, welches Lächeln, welche Antwort, welchen Freudenausbruch, welche Beileidsbezeugung die Herren haben wollten. Und wirklich beliebt können sich in diesem Leben immer nur die Gedankenleser machen, die Leute, die das Gras wachsen hören, noch ehe es aus dem Boden sprießt. So einer war Taubenberger. — Ja, großer Vorgesetzte — und, wie gesagt, er hatte naturgemäß nur solche — unterhielt sich gern mit ihm, sie teilten ihm ihre kleinen Freuden und Leiden mit, sie wollten auch ab und zu seinen Rat, den Rat eines schlichten Mannes aus dem Volke. Und weil er in sich eben die höhere Kunst des Gedankenlesens ausgebildet hatte, sprach er immer das, was die Herren gerade hören wollten. Denn wenn sich jemand an den andern um einen Rat wendet, will er ja immer nur seine eigene Auffassung von der Sache, die ihn gerade beschäftigt, hören. Taubenberger wußte das nicht so genau, aber er fühlte es mit dem Instinkt eines Radfahrers, der dazu verurteilt ist, alles nur oben und nichts unten zu haben.

Wenn ihn zum Beispiel der Herr Adjunkt ins Zimmer rief und sagte: „Geben Sie acht, Taubenberger, da läßt mich vorhin der Oberoffizial kommen und...“ Weiter mußte der Adjunkt nicht mehr erzählen; denn schon bei Nennung des Herrn Oberoffizials brummte Taubenberger ein abfälliges „Naja!“. Das gefiel dem Adjunkt, weil er den Oberoffizial nicht ausstehen konnte. Taubenberger wußte es nicht. Beileibe nicht. Er erriet es nur. Und das war seine Stärke.

Aber auch der Herr Oberoffizial hatte das Bedürfnis, dem wackeren Taubenberger sein Lied zu klagen. Er mußte nur beginnen: „Stellen Sie sich vor — unser Adjunkt...“ Und Taubenberger sagte sofort mit einem Seufzer: „Jajaja, Herr Oberoffizial...“ Dieses „Jajaja“ legte von vornherein fest, daß der Herr Oberoffizial und der Amtsdienner verwandte Seelen seien. Der Herr Amtratsrat erzählte ihm seine Witz. Mein Gott, das war seine kleine, bescheidene Passion. Er erzählte nur Witz, die sowohl alt als auch schlecht waren, er erzählte sie miserabel und vergab außerdem auch noch immer die Pointe. Und während die anderen Menschen seinen Witz kaum zuhören, schüttelte sich Taubenberger vor Lachen, schon beim ersten Satz. Er konnte wie ein Schauspieler lachen, jeder Komiker hätte von ihm lernen können. Und die Pointen, die der Herr Amtratsrat vergessen hatte,

erriet er regelmäßig. Und wenn der Herr Amtratsrat irgendwo einen Witz hörte, sagte er: „Dan muß ich mir merken, um ihn dem Taubenberger erzählen zu können.“ Wenn man ihn fragte, war dieser Taubenberger sich, verdrehte er verzückt die Augen und sagte nur: „Oh, der...!“

Der Herr Rechnungsrat wieder erzählte gerne aus seiner Familie und seinem weit ausgedehnten Bekanntenkreis. Und Taubenberger hatte seine Zwischenbemerkungen dazu zu machen. Aber seine „Ohgott!“, „Neinsowas!“, „Alsoausgezeichnet!“, „Skandalös!“ saßen so richtig, daß es dem Herrn Rechnungsrat jedesmal warm ums Herz wurde. Er wechselte zwar seine Ansichten über Familienmitglieder und Freunde sehr häufig, aber Taubenbergers heilsamerische Fähigkeiten trafen jedesmal das Richtige.

Der Herr Oberfinanzrat wieder war ein leidenschaftlicher Tarockspieler. Taubenberger hingegen kannte keine Karte. Aber wenn er um elf Uhr vormittags mit den heißen Frankfurtener beim Herrn Oberfinanzrat erschien, apostrophierte ihn der Vorgesetzte regelmäßig: „Geben Sie acht, Taubenberger, Sie sind ja selbst ein ausgezeichnete Tarockspieler! Also, wenn Sie fünf Herz mit König, Dame haben, spielen Sie da zuerst die Dame oder den König?“ Einmal antwortete Taubenberger: „Selbstverständlich den König, Herr Oberfinanzrat!“ Das anderemal: „Nur die Dame!“ Und — oh, Wunder! — es stimmte immer. Der Oberfinanzrat sagte wohlwollend: „Sie verstehen es eben, Taubenberger! Aber meine Partner und Kiebitze sind alle Tarockidioten.“

So ging es die Amtsstunden hindurch. Und es wird sicher viele geben, die sagen werden, Taubenberger sei eine unauffrichtige Natur, ein Spichelhecker, ein Zummundredner. Falsch! Taubenberger war nur ein Pflichtmensch. Und da der Kreis seiner Stammpflichten sehr eng gezogen war, hatte er sich einen größeren Wirkungskreis selbst geschaffen. Einem solchen Amtsdienner wird der Dienst nicht leicht. Telepathen, die am Variété auftreten, haben nur zwanzig Minuten zu arbeiten; Taubenberger arbeitete täglich sieben Stunden lang. Er mußte stets jede Miene seines Gesichtes, jeden Ton seiner Kehle, Lachen und Weinen, Zustimmung und Ablehnung in der Gewalt haben. Oh, Taubenberger vollbrachte eine übermenschliche Leistung. Und jetzt, nach vierzig Dienstjahren, fühlte er bereits, wie seine Kräfte nachzulassen begannen.

Denn einmal, als ihn der Herr Adjunkt ins Zimmer rief und ihm mittelste: „Geben Sie acht! Vorhin, als ich beim Oberoffizial...“, lachte Taubenberger auf: „Oh, der Herr Oberoffizial! Ein wunderbarer Mann!“ Der Adjunkt fuhr auf seinem Drehtisch herum und starrte den Amtsdienner entgeistert an: „Was? Was sagen Sie?“ Und dann meinte er sehr ungnädig: „Sie können schon gehen, Taubenberger!“

Der Herr Amtratsrat erzählte ihm einen Witz. Und Taubenberger hatte plötzlich Tränen in den Augen und schluchzte: „Ach, es ist ja alles so traurig! So fürchterlich traurig!“ Der Herr Amtratsrat saß mit offenem Mund da und stammelte: „Was haben Sie denn, Mensch? Sind Sie überschüssig?“ Er erzählte ihnen einen Witz und Sie finden alles traurig?“ Taubenberger wankte aus dem Zimmer und fiel draußen weinend auf einen Stuhl. Seine Nerven versagten einfach.

Der Herr Rechnungsrat erzählte ihm aus seinem Bekanntenkreis: „Da hat nämlich die Mizzi, die Schiebert-Mizzi, jetzt wieder einen neuen Verlobten...“ Und Taubenberger sagte dazu: „No, warum nicht? Es muß ja nicht gleich der erste Bräutigam der richtige sein.“ Der Herr Rechnungsrat schrie auf, denn er hatte sich erst gestern über die Schiebert-Mizzi wahnsinnig aufgeregt. „Was? Was sagen Sie? Seit wann haben Sie so unmoralische Ansichten? Glauben Sie, daß man seine Bräutigame wech-



Porträtstudie

H. Mayerhofer-Passau

seln kann wie die Hemden?" Und dann befahl er ungnädig: „Gehen Sie, Taubenberger! Denn ich sehe, daß Sie auch schon von dieser modernen Zeit angekränkt sind!“ Geradezu tragisch wurde es beim Herrn Oberfinanzrat. Er begann — während er seine Frankfurter verspelste — wie gewöhnlich: „Sie sind ja selbst ein ausgezeichnete Tarockspieler. Wenn Sie also kein Trullstück in der Hand haben und finden in einem Talon den Sküs, im andern einen kurzen König — welchen Talon nehmen Sie da?“ Gedankenlos antwortete Taubenberger, um nur etwas zu sagen: „Den mit dem Sküs.“ Jetzt aber bekam der Herr Oberfinanzrat einen roten Kopf. „Was? Was erlauben Sie sich? Sind Sie auch schon so wie meine Kiebitze? Den Sküs nehmen Sie? Und wer zahlt Ihnen dann die Prämie für ‚Ohne Trull‘? Gehen Sie, Taubenberger! Ich habe Sie immer für einen guten Tarockspieler gehalten! Aber jetzt sehe ich, daß Sie keine Ahnung haben! Keine Ahnung!“ Und grollend fügte er noch hinzu: „Na, Sie werde ich noch einmal fragen...! Lieber unterhalte ich mich mit meinem Schreibtisch!“

Am nächsten Tage erschien Taubenberger, zum erstenmal seit vierzig Jahren, nicht im Amte. Er hatte sich krank gemeldet. Und alle Vorgesetzten meinten, daß sie an dem Amtsdienner schon seit längerer Zeit so merkwürdige Dinge wahrgenommen hätten...

Etwas sei bestimmt mit ihm los. Und der Oberfinanzrat sagte es rund heraus: „Ich glaube, der ist im Kopf nicht mehr ganz richtig... Er gibt in letzter Zeit so verworrene Antworten.“

Taubenberger versuchte es wohl noch einmal, aber es gelang nicht mehr. Seine große Zeit war endgültig vorbei. Beim Herrn Rechnungsrat brachte er stets ein falsches „Ohgott“ oder ein nicht passendes „Naja“ an, die Pointen der Witze des Herrn Amtrates erriet er nicht mehr, und der Herr Oberfinanzrat kam ihm jetzt, nach so vielen Jahren!, darauf, daß er überhaupt kein Kartenspieler sei.

Taubenberger wurde pensioniert. Er verfügt jetzt über viel freie Zeit und versucht nachzuholen, was ihm diese vierzig Fronjahre vorenthalten hatten. Aber die Leute schütteln den Kopf über ihn, und alle meinen, daß er im Oberstübchen nicht ganz richtig sei. Ein Mensch, der Tränen in die Augen bekommt, wenn man ihm Witze erzählt...! Und den ein Leckkrampf schüttelt, wenn irgend etwas Tragisches passiert ist...!

Der alte Taubenberger weiß es besser, was mit ihm los ist. Er teilt es auch seinen intimsten Freunden mit: „Wenn eine Maschine sehr abgenutzt ist, sitzen die Teile und Schrauben nicht mehr so richtig. Und dann funktioniert eben alles falsch. Da kann man nichts machen...“

Eugen Roth — heitere Verse eines Weisen

Bücher

Ein Mensch, von Büchern hart bedrängt,
An die er lang sein Herz gehängt,
Beschließt voll Tatkraft, sich zu wehren,
Eh sie kaninchenhaft sich mehren.
Sogleich, aufs äußerste ergrimmt,
Er ganze Reih'n von Schmökern nimmt
Und wirft sie wüst auf einen Haufen,
Sie unbarmherzig zu verkaufen.
Der Haufen liegt, so wie er lag,
Am ersten, zweiten, dritten Tag.
Der Mensch beäugt ihn ungerührt
Und ist dann plötzlich doch verführt,
Noch einmal hinzusehn genauer —
Sieh da, der schöne Schoppenhauer ...
Und schlägt ihn auf und liest und liest,
Und merkt nicht, wie die Zeit verfließt ...
Beschämt hat er nach Mitternacht
Ihn auf den alten Platz gebracht.
Dorthin stellt er auch eigenhändig
Den Herder, achtundzwanzigbündig.
E. T. A. Hoffmanns Neu-Entdeckung
Schützt diesen auch vor Zwangs-Vollstreckung.
Kurzum, ein Schmöker nach dem andern
Darf wieder auf die Bretter wandern.
Der Mensch, der so mit halben Taten
Beinah schon hätt' den Geist verraten,
Ist nun getröstet und erheitert,
Daß die Entrümpelung gescheitert.

Eugen Roth: „Ein Mensch — — heitere Verse.“ Alexander Duncker Verlag, Weimar, 1937. Sechste Auflage. 124 Seiten, Kartoniert 2,—, Leinen 2,80 RM.

Kein Geringerer als Hans Carossa hat dieses heiter-ernste Versbüchlein als „wahrhaft Labsal“ gepriesen. Sein Wunsch: „Ein Mensch — — wird vielen Freude bereiten; herzlichen Glückwunscht!“ hat sich schön erfüllt. In schneller Folge der Auflagen konnte der Verlag schon das 30. Tausend herausbringen. Was könnte besser für diesen kleinen Freudenbringer sprechen? Wohin dieses Buch auch kommt — es wird mit Begeisterung aufgenommen und immer wieder vorgelesen. Leicht prägen sich die beschwingten, sinnfälligen Verse ein. Das Bändchen wandert von Hand zu Hand und erregt in jedem den Wunsch, es zu besitzen. Und wer sich für den Frohsinn seiner Freunde verantwortlich fühlt, wird es — so billig wie es ist — oft verschenken und darf stets dankbarer Erinnerung gewiß sein. Hier bedarf es nicht vieler lobender Worte: wer es versäumt, dieses Büchlein zu erstehen, bringt sich und die ihm nahestehen um eine dauernde Freude. Eugen Roth widmete es: *Hominibus bonae voluntatis*. Darum — seid auch guten Willens — erwerbt und verschenkt die unten untrüglichen Spiegel! „Ein Mensch — —“ und erkennt Euch in ihm selbst. Ihr lacht und gesundet! E. H.

Inhalt: Kleine Abenteuer / Eulenspiegelreisen / Hölle des Lebens / Begegnungen und Gleichnisse / Literatur / Einsichten / Zeitspiegel / Von der Liebe / Nachtstücke / Tiefgeschürftes / Selbstbildnisse.

Hoffnungen

Ein Mensch, der eben auf gut Glück
Versandte ein Theaterstück,
Erwartet nunmehr Tag für Tag
Gespannt die Antwort vom Verlag.
Die Träume schweiften weit, die kühnen,
Und rechnen schon mit tausend Bühnen,
Sie werden dreist und immer dreister.
Man wird ihm schreiben: „Hohar Meister ...“
Was, schreiben — drahten wird man gleich:
„Erbitten Rechte ganzes Reich!“
Nur manchmal denkt der Mensch beklommen,



Die Antwort müßte rascher kommen.
Jedoch, mit Träumen so gefüttert,
Bleibt sein Vertrauen unerschüttert.
Sehr pötzlich liegt dann auf dem Tisch
Sein Drama nebst gedrucktem Wisch:
„Man habe für die p. p. Sendung
Hochachtend leider nicht Verwendung.
Womit jedoch in keiner Richtung
Man zweifle an dem Wert der Dichtung!“
Der Mensch, der eben noch im Geist
Und Flugzeug nach Berlin gerüst,
Um zu erobren sich die Welt —
Notlandet schlicht auf freiem Feld.

Eugen Roth: „Die Frau in der Weltgeschichte.“ Mit 60 viel farbigen Bildern von Fritz Fliege. Alexander Duncker Verlag, Weimar, 1937. 3. Auflage, 95 Seiten. Kartoniert 2,50, Leinen 3,50 RM.

Auch dieses weisheitsvolle-tolle Büchlein Eugen Roths, der sich damit als arger Spötter seinen großen Vorbildern in der Weltliteratur: Aristophanes und Wieland gewachsen, wenn nicht gar überlegen zeigt, stellt uns schon unausweichlich durch die Verse, die er ihm zum Geleit gab:

Ein Mensch, auf sturen Ernst erpicht,
Liest dieses Buch am besten nicht.
Die gute Absicht, zu erhebern,
Die brächte der gewiß zum Scheitern.
Dies Buch kennt keinerlei Verpflichtung
Zur Weltgeschichte oder Dichtung:
Es ist ein Scherz, der seinerzeit
Bei lustiger Gelegenheit
Als Lichtbildvortrag manchen fraute,
Und will auch gar nicht mehr sein heute
Als ein bescheidener Versuch —
Es schaut bloß aus, als wär's ein Buch.

Wir können auch bei dem Berichte
Vom Weibe in der Weltgeschichte
Uns sittliche Bedenken sparen:
Die Sitten stets bedenklich waren
Und sind es noch viel mehr vielleicht,
Wo's nicht zur Weltgeschichte reicht.

Wenn heutzutage unsereiner
Als Zeitgenosse nur, als kleiner,
An seiner Frau muß zu sehr leiden,
Dann läßt er sich, wenns hoch kommt, scheiden;
Dann wird es vielleicht amtsergütlich,
Doch keines Falles weltgeschichtlich.
Kein Krieg wird's, wenn wir keine kriegen,
Wir müssen nur uns selbst besiegen.
Jedoch wenn Könige und Fürsten
Nach unrechtmäßigen Weibern dürsten,
Beziehungsweise darauf drängen
Rechtmäßige wieder anzubringen,
Dann füllen sie mit Glanz und Glorie
Die dicken Bände der Historie.
Um schuldig, ob nur Opferlamm:
Um Frauen geht's: Cherchez la femme!

Wie dies von Fall zu Fall gewesen
Mag jedermann nun selber lesen.

Danach erübrigt sich jedes weitere Wort der Warnung oder des Zuredens. Gesteigert wird der geistreiche Spott der Verse — Ironie ist ja stets ein gewaltiger Antrieb (zur Besserung?) in allem Menschenwerk gewesen — durch viele bunte Bilder Fritz Flieges, die sich mit den köstlichen Versen zu höherer Einheit zusammenfügen. Wer sich (er muß, wie im Geleit zu lesen, dem Buch gewachsen sein) — entgegen ließe, was Eugen Roth, dieser „neue ungetragene Liebhaber der Grazien“, von der Frauen Wisen und Wesen seit den Zeiten der Bibel und der Antike, bei den Germanen, im Mittelalter und endlich in der Neuzeit reizvoll zu reimen versteht, der brächte sich und seine Freunde um viele froh-gelaunte Stunden. E. H.

HUND GEGEN HUND ERZÄHLUNG VON JOACHIM FELDE

Wir waren auf einem Gut hier in der Gegend zu Gast. Der Gutsherr hatte uns seinen Hof gezeigt, die vollen Scheunen, das pralle Vieh, Schweine, Kühe und Pferde, daß es eine Pracht war. Endlich standen wir vor dem Hundezwinger.

Man hatte ja des öfteren davon gehört, daß der Herr ein „Hunde-narr“ war, — aber was wir nun sahen, übertraf unsere Erwartungen bei weitem. In geräumigen, weiß gekachelten Ställen wimmelte es von den herrlichsten Geschöpfen der Gattung Hund: von an die vierzig großen und kleinen deutschen Doggen. Ein Tier immer schöner als das andere, eins stärker als das nächste, mit bernsteingelben Augen, mit roten Lezzen, mit sehnigen Beinen, schlanken Leibern, mit Köpfen, die wie aus Holz geschnitten, hart und kantig, diese lebenden Wunder krönten.

Abends saßen wir in der Halle des Gutshauses. Es war natürlich, daß das Gespräch auf die Hunde kam. Von ihrer Treue sprach man, von ihrer Zähigkeit, von ihrem Mut. Und gerade hier, als vom Mut die Rede war, nickte der Hausherr bedächtigt mit dem Kopf, als habe er in dieser Hinsicht seine besonderen Erfahrungen. „Ja“, sagte er, „mutig sind sie, das kann man behaupten. So mutig sogar, daß sie ihre eigenen Artgenossen vernichten, wenn diese sich in Gefahr nicht tapfer erweisen. — Ich kann Ihnen da etwas erzählen — es klingt fast ungläubhaft, aber ich habe es mit eigenen Augen gesehen.

Es war im Winter 1927. Wir hatten damals eine sehr strenge Kälte, die ich nicht recht, ob Sie sich daran erinnern.

Ich bin gewöhnt, einen Teil meiner Meute täglich persönlich mit mir ins Freie zu nehmen. Da die Tiere mich genau kennen, sind sie zu mir wie fügsame Kinder, sie gehorchen auf jeden Wink und jedes Wort — es ist also gefahrlos für die Umgebung, sie aus dem Zwinger zu lassen, wenn ich bei ihnen bin.

An einem Wintertag ging ich mit acht meiner größten Hunde über Land. Ich habe, wie Sie wissen, ein Vorwerk dort drüben hinter der Elbe; die Schafe kampieren dort. Und ich wollte wie-

der einmal nach dem Rechten sehen. Die Hunde tummelten sich und erfreuten sich an den dicken Schneeflocken, die die ganze Gegend einhüllten. Sie balgten sich vor Lust und wälzten einander im weichen Schnee.

So kamen wir ans Ufer. Um mir den Umweg über die nächste Brücke zu ersparen, der eine gute halbe Stunde Zeit gekostet hätte, beschloß ich, quer über das Eis zu gehen. Das erschien mir um so unbedenklicher, als ich gesehen hatte, daß man Eisschollen von 40 Zentimeter ausgehoben hatte, daß man sogar mit Fuhrwerk und Autos hinüberfuhr.

Aber ich hatte nicht mit den Hunden gerechnet. Sie haben nämlich, weiß der Kuckuck warum, einen Abscheu gegen Eisflächen. Es mag ihnen zu glatt darauf sein und sie finden mit ihren Krallen keinen rechten Halt, es mag außerdem daran liegen, daß die Ballen zwischen ihren Zehen sehr empfindlich sind und allzu leicht zusammenfriren — kurz und gut: sie streikten. Sie wollten nicht. Ich war bereits mitten auf dem Fluß — die ganze Bande stand immer noch miefend und jaulend am Uferand, wippte in den Knien und führte allerlei seltsame Tänze auf — aber keiner von ihnen machte Anstalten, mir zu folgen. Ich rief, ich pfiff — es machte keinen Eindruck auf sie. Ihr Heulen nahm höchstens noch zu; aber sie blieben am Ufer.

Erst mußte ich lachen, als ich ihre Eiertänze sah. Tiere, dachte ich mir, die Bäume ausreißen können — und vor ein bißchen Glätte strecken sie die Waffen.

Dann ärgerte ich mich. Schlecht dressiert, warf ich mir vor. Zu gutmütig behandelt, nicht streng genug gewesen. Denn schließlich hat man oft genug von Hunden gehört, da oben in Grönland, die nichts weiter kennen als Eis und Gletscher und Schnee, und dennoch unverzagt ihre Schlitten schleppen und sogar noch Wettrennen veranstalten.

Ich überlegte mir gerade, daß ich umkehren und sie mit einem Knüttel zum Gehorsam zwingen wollte.

Aber da merkte ich plötzlich, wie das Eis unter mir knirschte und knackte. Riesige Risse liefen von allen Seiten blitzschnell auf meinen Standort zu, Wasser sickerte hindurch, Blasen erschienen — und ehe ich es versah, gab das Eis nach, brach mit einem dumpfen Knall — und schon lag ich bis an die Schultern im Wasser. Eingebrochen!

Eine widerwärtige Situation! Es kam mir vor, als hängten sich Gewichte an meine Füße und zogen nach unten. Und wohin ich immer mit den Händen griff, brach wiederum jeder Halt in Splintern zusammen.

Meinen Leib hinauf kroch eine schneidende Kälte, dann war mir, als hätte ich die Beine verloren.

Was tun?

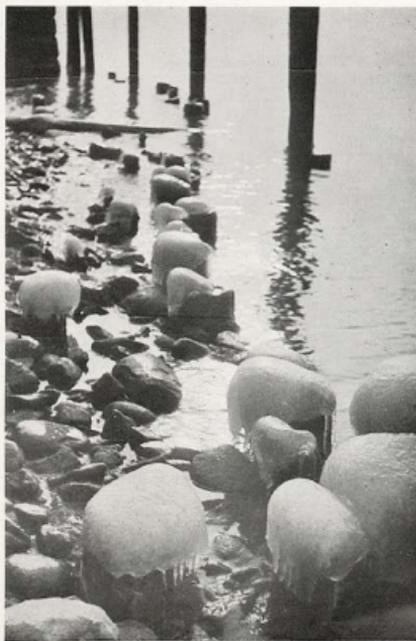
Ich weiß noch, daß ich zuerst wie ein Wilder schrie. Ich weiß, daß ich dann die Besinnung zurückfand. Ruhe, sagte ich mir, vor allem Ruhe, es gibt hier keine Rettung mehr ohne Ruhe... Wieder brach etwas aus der Scholle heraus, und nun wurden auch meine Schultern in die Tiefe gezerrt. Ich zog mich noch einmal hoch. Aber nun merkte ich, daß es nicht mehr lange dauern könne.

Da sah ich ganz in der Ferne meine Hunde. Ob sie die Brücke suchten, die ihnen von früheren Märschen je bekannt war? Ich weiß es nicht. Sie hatten sich jedenfalls so weit entfernt, daß ich Zweifel bekam, ob sie mich hören würden. Dennoch schrie ich. Mit der letzten Kraft meiner Lungen schrie ich sie an! „Hasso“, schrie ich, „Minerva“, „Wotan“ — all ihre Namen schrie ich ganz laut und langgezogen durch die eisige Stille. Und dann hatten sie mich gehört! Und dann kamen sie!

Wie eine Herde pretschten sie heran. Von weitem schon vernahm ich das Trappen ihrer Füße auf dem Eis. Hörte ich heiseres Jachten, ihr Ächzen — Galopp, mit einem Höllentempo, halb rutschend, halb auf dem Bauche gleitend, so kommen sie näher und näher. Und dann haben sie mich.

Am Kragen packen mich zwei, an den Schultern fühle ich ihre Zähne, ein Jaulen dringt an meine Ohren wie ein wilder Jubel — und dann hat mich die Gesellschaft mit Zerren und Rucken aus meinem Grabesloch gezogen. Auf dem Rücken liege ich, heiße Zungen lecken mir über das Gesicht, die Tiere wedeln und springen, und als ich mich nach einer Pause mühsam aufrichte, halb erstarrt und ziemlich unbeweglich, tanzt die ganze Bande geradezu einen Freudentanz vor mir.

Die — ganze Bande, sage ich. Aber nein, nicht die ganze —



S. Lauterwasser

Wie ich mit ihnen nun dem Ufer zugehe und die Tiere zähle, merkte ich, daß eins fehlt. Ein besonders schöner Kerl, Hasso — Ich rufe, ich pfeife. Nein, Hasso ist nicht da.

Erst am Ufer sehe ich ihn dann. Aus einem Weidengebüsch kommt er zitternd und stumm mir entgegen, den Leib auf dem Boden; die Ohren hängen, ohne Laut rutscht er an mich heran. „Na, Hasso — du hast doch nicht etwa Angst gehabt“, sage ich und will mich zu ihm beugen.

Aber da bricht die Meute los. Wie irrsinnig stürzen sich die übrigen Hunde auf ihn. Schon hängen zwei ihm an der Kehle, schon sehe ich, daß einer seine Zähne tief in Hassos Schenkel schlägt —

Ich schreie sie an: sie tun, als ob sie nicht hörten. Ich schlage mit einem dicken Weidenast auf sie ein: wenn ich mich nicht selber auf den Hasso geworfen und sie damit von ihrer Beißerei abgehalten hätte — der Hund wäre nicht lebendig vom Platz gekommen.

Endlich ging ich nach Haus. Meine sieben Lebensretter hatten sich im Rudel um mich geschart und trotteten neben mir. Weit hinter uns, den Kopf tief zu Boden gesenkt, schlich Hasso. blieb ich stehen, legte er sich zehn Schritt vor mir und den Sieben auf die Erde und nahm den Kopf zwischen die Pfoten, als wollte er nichts sehen. Rief ich, drohte ein wildes Knurren der Sieben — und er wagte nicht zu kommen. Eine merkwürdige Sache — und mir wurde schon damals auf dem Heimweg klar, daß die Hunde so etwas wie ein Urteil gefällt hatten — gegen einen der ihren, der versagte.“

Der Gutsherr schwieg. Auch wir anderen fanden nicht gleich ein Wort, um die Unterhaltung weiterzuführen.

Aber die Gutsherrin sprach nun. „Mein Mann“, sagte sie, „bekam dann eine heftige Erkältung. Gleich, wie er hier eintraf, hatte er Schüttelfrost und Fieber. Und dann lag er nahezu vier Wochen im Bett. Ja — und inzwischen —? Von uns hier wußte ja niemand etwas über das seltsame „Hundeurteil“. Einer der Knechte nahm die Meute in Empfang und brachte sie, wie stets, in ihren Zwinger. Man fütterte sie, tränkte sie, nichts Besondere geschah. „Hasso hat überhaupt nichts gefressen“, wurde mir am Abend noch gemeldet. Aber ich hatte ja schließlich mit meinem kranken Mann zu tun und achtete nicht auf diese Meldung. Und am nächsten Morgen war es zu spät.

Ganz früh schon weckte mich der Hundepfleger. Ich ging mit ihm in den Zwinger. Unter Stroh, halb verscharrt, lag mit durchbissener Kehle Hasso ...

Der Gutsherr hatte sich erhoben und ging ein paarmal durch die Halle.

„Ein Todesurteil also“, sagte er dann. „Sie verstehen. Daß er sie



S. Leuterwasser

in Stich ließ, als ihrem Herrn Gefahr drohte, das haben die Tiere dem Hasso nicht vergessen. Und sie vollzogen das Urteil noch in der gleichen Nacht ...

DAS FREMDE KIND

VON ALBERT LEITICH

Vor der Haustüre leuchtete Doktor Martin Lienert noch unbeweglich, wie angewurzelt dem Geräusch des davoneilenden Wagens ... er nahm seine letzte Hoffnung mit.

Die Kollegen aus der Kreisstadt hatten seinem kleinen Johannes zwei Einspritzungen gemacht mit Serum ... ohne Resultat ... sie hatten alles versucht, und waren am Ende ihrer Kunst angelangt. Nun schritt er in sein kleines Ordinationszimmer zurück, ehe er zur Frau hinüberging, die am Lager des kleinen Sterbenden wachte. Da durchblätterte er hastig ein Buch nach dem anderen, warf es beiseite, suchte sich zu sammeln, um seiner Wissenschaft irgend eine rettende Idee, ein Geheimnis abzutrotzen.

Der Tag ging zur Neige. Durch das Erkerfenster sah er auf einer Seite die Höhenrücken des Wienerwaldes, auf der anderen den Marktflücken mit seinen Giebelhäusern, dem alten, bastionartigen Kirchturn, den engen Gassen und ehrwürdigen Holzbrücken über den Gebirgsbach.

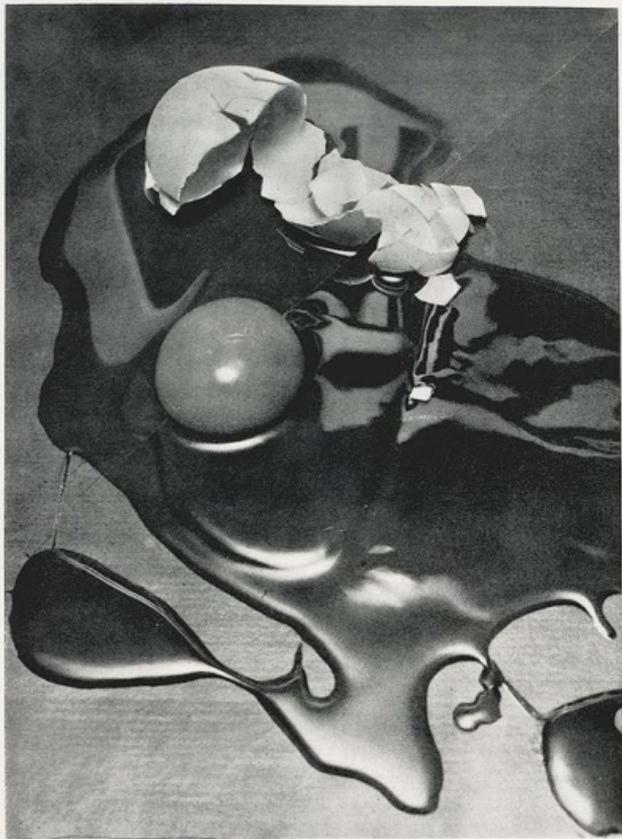
Warum war er auch in dieses verunsicherte Tal gekommen, wo ihm das Schicksal so übel mitspielte! — In wenigen Augenblicken rechnete er seine letzten Jahre zusammen, blitzartig, wie dies eben in tragischen Momenten, wo alles Blut dem Gehirne zuströmt, zu geschehen pflegt. —

Die Notwendigkeit, das Müssen hatte sein Leben regiert — beherrschte es nicht die meisten Menschenleben? — Jung, ohne Vermögen und Protektion hatte er keine Zeit, in einer größeren Stadt eine gutzahlende Kundschaft abzuwarten.

Der Marktflücken hatte einen Arzt dringend gebraucht ... das

Fehlen jeder Konkurrenz, das Auskömmliche der materiellen Existenz, alles Nützlichkeitsrücksichten hatten ihn zu seinem Entschluß bestimmt ... man hatte ihn wie einen Retter empfangen ... seine Irene, die ein tiefes Gefallen an diesem Erdwinkel hatte, blühte hier prächtig, sie sang den heiteren hellen Tag ... hier brauchte sie nicht mit allen Eitelkeiten den Leuten zu gefallen suchen.

Sie hatte ihrem Manne einen hübschen, kräftigen Knaben geschenkt ... nach und nach konnte er auch die Erfolge seines Wirkens überschauen, es gab weit im Umkreis kein Dorf, keine Heimstätte, wo er nicht schon irgendein Übel beschworen ... dieses Tal war reich an Kindern, aber man verlor sie leicht, es mangelte an Gesundheitspflege, den Müttern fehlte es an der einfachsten Kenntnis der vorbeugenden Mittel ... hier hieß es oft dem Tode die wenig widerstandsfähige Beute abzurufen. Aber wie schlecht belohnte ihn jetzt das Geschick für seine Hingabe seit sieben Jahren. Da wurde sie: kleiner Johannes von der Diptheritis ergriffen; er hatte schon so viele andere geheilt, mit Lufttröhrenschnitt und Serum ... aber der Zustand des Kleinen hatte sich während einer beruflichen Abwesenheit mit schrecklicher Eile verschlimmert, die Erstickenanfalle mehrten sich ... Welche Heimkehr! Er kam aus einem weitentlegenen Dorfe, weiß vom Schneegestöber ... er hatte dann unten im Landstädtchen noch angehalten, um für Johannes einige Spielsachen einzukaufen, er kam heim mit einem hölzernen Schimmel und einer Kindertrompete ... er lachte vernünftig vor



Stilleben

Verfasser unbekannt

sich hin, wie er an die warme, gemütliche Stube dachte, an die behagliche Ruhe nach getaner Pflicht...

„Endlich kommst du, Martini!“ — hatte ihn seine Frau bleich und verstört angerufen.

„Was gibt's denn?“ — „Komm schnell, der Johannes...“ Sogleich hatte er den Ernst seines Zustandes erfaßt und alles mögliche versucht... es half nichts. Am Morgen schickte er nach der Kreisstadt um zwei Ärzte zur Konsultation. Die Herren waren nachmittags gekommen... und nur, um ihre Ohnmacht zu konstatieren... jetzt konnte man nichts mehr anderes tun, als abwarten... aber was?

Langsam, nachdenklich schritt er ins Krankenzimmer zurück. Er faßte die Hand seines Knaben, neigte sich über ihn, betrachtete ihn lange. Auf dem Bettchen lagen Schimmel und Trompetchen verschmält.

Beim Schritt ihres Gatten wandte sich Irene um; sie hatte alles erraten, und doch fragte sie: „Was haben sie gesagt?... es ist nichts mehr zu machen... nicht wahr?“ Er wiederholte die Worte des Primararztes: „Man weiß nie... man muß abwarten...“

Er saß ihr gegenüber an der anderen Seite des Bettes. Der kleine Johannes lag da, ganz müde und abgespannt, fast ohne Fieber, er wurde immer schwächer, dann und wann hob er noch langsam die Augenlider, ohne mit seinen großen Augen etwas zu verstehen und zu begreifen... Die Erstickungsanfalle häuften

sich, sie brachen ihm fast die Brust... nach jedem lauschten Vater und Mutter auf die Wiederkehr des dünnen Atems... bis zum letzten Augenblick wollten sie still den Todeskampf abwarten. — Die Nacht war hereingebrochen. Irene erhob sich mit großer Anstrengung. „Wohin gehst du?“ fragte der Arzt. „Die Lampe anzünden...“ „Weshalb denn?“ „Um ihn noch leben zu sehen.“ Und unter der Lampe deren Licht sie mit dem Schirm dämpfte, nahm sie wieder ihren Platz ein.

Um sieben Uhr öffnete das Mädchen leise die Türe zum Krankenzimmer und sagte: „Herr Doktor, es ist ein Mann da von Haselbach, er will mit Ihnen sprechen.“

„Ich will niemand sehen. Agnes... schicken Sie ihn fort!“ Sie kam nach wenigen Minuten wieder. „Er will nicht gehen, er müsse unbedingt mit dem Herrn Doktor sprechen.“ — Der Doktor erhob sich, um den lästigen Menschen selbst wegzuschicken. Es war ein Bauer, der im Flur stand. Der Schnee, der auf den Achseln seines Lodenrockes lag, schmolz und sammelte sich auf den Steinfliesen des Bodens zu Wasserlachen.

„Ah, Ihr seid's, Wendriner, was wollt Ihr denn von mir?“ „Mein Jüngster will erstickten, Herr Doktor!“

„So...“ machte der Doktor, „ich werde zeitlich früh nachsehen.“ Der Bauer schüttelte den Kopf. „Ohne Ihre Hilfe wird er die Nacht nicht überleben, Herr Doktor.“

„Mann Gottes, ich kann an diesem Abend nicht fort... mein

Knabe liegt gerade im Sterben.“ Die beiden Männer schwiegen, jeder dachte nur an sein Unglück.
 „Das ist ja begreiflich... Herr Doktor, Sie können den Ihrigen retten...“
 „O, der Meinige ist verloren...“
 Von neuem Stillschweigen... von neuem begann der Bauer: „Sie sagen, der Ihre ist verloren. Der Meinige ist noch nicht verloren... und ich habe ihn als alter Mann bekommen... es kommt keiner mehr nach...“
 „Zeitlich früh werde ich kommen... ich verspreche es Ihnen, Wendriner.“
 Der Bauer schüttelte den Kopf. „Ohne Sie wird er die Nacht nicht überleben, Herr Doktor.“
 „Laßt mich meinem Jungen doch erst die Augen zudrücken... um Mitternacht vielleicht...“
 „Aber wenn Sie hier doch nichts mehr ausrichten können...“ wagte der Bauer wieder einzuwenden. Bei diesen Worten fuhr der Doktor auf: „Ob ich es am Ende doch kann?... Was versteht Ihr davon... er lebt immer noch... und solange er lebt, werde ich nicht fortgehen — versteht Ihr!“
 Der Mann zerknüllte seinen alten Filz mit beiden Händen, zögerte, dann ging er der Tür zu. Murrend, ohne Empörung, so wie man sich ins Unvermeidliche fügte, wollte er sich langsam entfernen.
 „Wartet!“ befahl der Doktor. „hustet er immer... heftige Anfälle, nicht wahr?“
 „Anfangs viel, hernach weniger... ist das ein gutes Zeichen?“
 „Nein... wie atmet er?“
 „Mit Pfeifen geht der Atem aus und ein und dann nimmt's ihn an der Gurgel, auf einmal... als ob er ersticken würde. Ist er verloren, Herr Doktor?“
 „Nicht gerade... das ist eine Frage der Zeit... und des Glückes... man kann doch eine Einspritzung mit Serum probieren... und im Falle des Erstickens einen Lufröhrenschnitt... oder das Einsetzen eines Röhrchens...“
 Der Bauer faßte dieses Hin und Wider in den Schluß zusammen: „Herr Doktor, um Christi Barmherzigkeit bitte ich Sie — Sie vermögen nichts mehr für Ihr Kind, aber für meines könnten Sie noch was tun.“ — Der Arzt schaute ihm mit erschrockenen Augen an... Dann antwortete er mit fester Stimme: „Wartet auf mich... ich komme mit Euch!“
 Er ging ins Zimmer zurück. Das Kind atmete kaum, es war schon so bleich, daß es keinen Tropfen Blut mehr zu haben schien.
 „Höre, Irene, laß ihn von Zeit zu Zeit an diesem Fläschchen riechen... das ist alles.“
 „Warum gibst du mir diesen Auftrag?“
 „Weil ich fort muß.“
 „Du... in dieser Nacht...?“
 „In Haselbach liegt ein kleiner Junge im Sterben, vielleicht kann ich ihn noch retten.“

„Und der Unsrige?“
 „Das Leben unseres Johannes steht nicht mehr in Menschenhand, was noch zu tun ist, kannst du dich besorgen.“
 „Verlaß uns nicht, Martin!“
 „Ich muß!“ Sie richtete sich am Rande des Bettes auf wie eine Wölfin, die ihr Junges verteidigt.
 „Du liebst den Johannes nicht... Du liebst mich nicht... geh nur!“
 Also unverständlich, neigte er sich nochmals über sein Kind, seine Wange war noch warm trotz der Wachsfarbe, und schnell, ohne sich umzukehren, als fürchte er, seinen Willen zu verlieren, verließ er das Zimmer. —
 Auf dem Schlitten wechselte er mit Wendriner nicht ein Wort. Der Weg ging durch eine waldige Schlucht, tief unten zwängte sich die Hagenbackklamm über Geröll und Eisbänke.
 Endlich hielt der Schlitten vor einem alleinstehenden Haus. Unter der hellerleuchteten Türe stand die Frau mit der Magd. „Ah, der Doktor ist gekommen!“ seufzte sie erleichtert auf, und ging den beiden in die Kammer voraus, in der der Kleine röchelte.
 Anderthalb Stunden später packte Doktor Lienert seine Instrumente zusammen und schickte sich an zum Fortgehen.
 „Er ist gerettet, nicht wahr, Herr Doktor?“ sagte die Frau.
 „Ich glaube ja; ich werde morgen wiederkommen.“
 Der Bauer klaubte aus seiner Brieftasche eine Banknote heraus, die er sich für den Arzt eingestekkt hatte. Dieser aber wies sie zu seinem größten Erstaunen zurück mit den Worten: „Nein, mein Lieber! Niemand auf der ganzen Welt kann mir den Gang dieser Nacht bezahlen!“ —
 Die Heimfahrt ging eisig über sich. An der Straßenkreuzung von Gugging beleuchteten zwei Windlichter ein großes steinernes Bild des Gekreuzigten, auf dessen Armen Schnee lag. Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt — erinnerte sich der Doktor aus seiner Jugendzeit. Seit der Wegfahrt von Haselbach suchte er sich wieder in seinen Schmerz und inneren Aufruf zu vertiefen — aber er fand ihn nicht mehr bitter — ein unbekanntes Gefühl von Befriedigung, Heiterkeit und süßer Freude war in sein Herz eingezogen.
 Er dachte allerdings an seinen kleinen Johannes, den er wohl nicht mehr lebend antreffen würde, und er wunderte sich, daß er ohne Bitterkeit daran denken konnte. Er nahm seinen Schmerz hin in seiner natürlichen Einfachheit, ohne ihn durch Auflehnung gegen Gott und die Menschen zu vergiften.
 Als er nach Hause zurückkehrte, sah er seine Frau tröstlos über dem Bett des Kleinen liegen, neben ihr lag der Tod. Die letzte Nacht hatte ein paar tiefe Leidensfalten in ihr Gesicht gezeichnet und die blauen Augen standen wie zwei Tränen darin. Mit Güte, aber doch bestimmt hob er sie auf: „Meine liebe Irene!“ sagte er. „Du warst nicht da...“ schluchzte sie.
 Betroffen über seine Ruhe schaute sie ihn fragend an. Dann erhob sie sich und lehnte sich an ihn, den starken Mann, dem die Pflicht über alle Liebe ging. — —

KURIOSA AUS ALLER WELT

Was kostet eine Frau?

Vor dem Kriege wurde einmal eine „Preisliste“ veröffentlicht, in der die „Preise“ angegeben wurden, die in verschiedenen Weltteilen für eine „standesgemäße“ Frau bezahlt werden mußten. Es handelt sich dabei naturgemäß um außereuropäische Gebiete. In Uganda kostete eine Frau vier Stiere, eine Schachtel Patronen und 6 Nähnadeln; man konnte aber auch billiger davonkommen. So bekam der Forscher Wilson eine Frau für ein Paar Schuhe. Bei den kalifornischen Keroks verlangten die Eltern gewöhnlich für die Tochter eine halbe Schnur Muschelgeld, wenn sie besonders geschick und hübsch ist und Eichelbrot bereiten kann, zählt man bis zu einer ganzen Schnur. Eine Kafferndame ist je nach der gesellschaftlichen Stellung ihrer Familie 2 bis 10 Kühe wert. Für eine Navaja in Neu-Mexiko muß man schon 12 Pferde in Zahlung geben, in der Tartarei wird die Frau mit Butter aufgewogen; der samojesische Schwiegervater zieht Renttiere vor, und die indischen Kisans sind mit etwas Reis und einer Rupie zufrieden. Bei den Milchs hat ein reicher Mann für seine Frau 20 Rinder zu zahlen, ein armer Mann bekommt seine Frau schon für ein Schwein. In Tirmoland kann man sich nicht verheiraten, wenn man nicht Elefantenzähne in Zahlung geben kann, bei den Fignern tut es schon ein Walfischzahn. In Onoyro ist man fortschrittlich: man kann dort eine Frau auf „Abzahlung“ bekommen. Aber der „Verkäufer“ ist vorsichtig, denn er liefert die Frau erst nach der Zahlung des ganzen Betrages aus.

Bei vielen Volksstämmen in Afrika, Asien und Amerika bleibt der Schwiegerson als Diener beim Schwiegervater. Die Frau wird ihm nach und nach vom Lohn abgezogen, bis sie ganz bezahlt ist. Andere Völker, andere Sitten!

Von sonderbaren Grabinschriften.

Aus früheren Zeiten sind uns des öfteren eigenartige Grabinschriften überliefert worden, die manchmal einer beißenden Ironie nicht entbehren.

So meldet uns das Werk „Thesaurus Palatinus“, das im 18. Jahrhundert entstand und im Münchener Hausarchiv verwahrt wird, von einer Grabinschrift aus Waldorf (bei Heidelberg), aus dem

Wie die Gangster in Chicago,

zu freiben in Ihrem Mund uneheliche Ballesterien ihr gefährliches Unwesen. Die amerikanische Regierung hat ein Heer von herovertagenden Detektiven, die 6-M-Mun, gegen die Gangster mobilisiert. Und was tun Sie gegen die Feinde Ihrer Gelandtheit? Sie haben es bequem und billig: morgens und abends Chlorodont — denn bleiben Sie Sieger über die Ballesterienfeinde, und Ihre weiße Zähne erhalten Sie lebendig.



„Fräulein, gehn S' vom Fenster weg —
wenn mei' Freund ausrutscht, san Sie am Betriebsunfall schuld.“

Toni Blich

Mittelalter, die heute im Original leider nicht mehr vorhanden ist. Es handelt sich um ein Grabmal das eine Herrschaft ihrer Magd setzen ließ, und in besonderer Weise die Eigenart dieser Magd gefielte. Die Grabinschrift lautet in ihrer eigenen Schreibweise:

„Hier liegt unsere Magd Anna
sie hat gar selten geputzt die Pfanna
der Herr sey Ihr gnädig
sie war sehr unflätig
im Leben hat auch gar oft gezankt
bis sie der Kuckuck hat gelangt:
Lieber Leser, geh weg von hier
Sie zankt sonst aus dem Grab mit dir.“

Aus dieser Inschrift ist zu entnehmen, daß es sich um ein gar streitsüchtiges Faktotum gehandelt haben muß, das sich auch bei der Dienstherrschaft durchzusetzen wußte und sich durch nichts beirren ließ.

Ein Bürgermeister-Original.

Bekanntlich war das Jahr 1911 ein sehr gutes Weinjahr in Qualität und Quantität. Zur Zeit der Weinlese gab der 80jährige Bürgermeister eines elsässischen Weindorfes folgenden originellen Erlaß heraus:

„Ich berichte Sie, daß der Herbst anfängt am Montag, 18. September. Jetzt ist der viel geliebte und gute Wein ‚vom Jahre 1911‘ angekommen. Schon vor vielen Jahren haben die Hoch-

gelehrten geweißt, es wird nicht mehr so heiß wie früher, die Sonne hat Flecken. Aber dieses Jahr sind die Flecken verschwunden. Also ist es noch nicht so gefährlich mit der Sonne, daß sie verschwindet. Auf diese Hitze hin hoffen wir bessere Weinjahre. Verzaget nicht, die Welt geht noch nicht unter!
Diefenthal, den 15. September 1911.
L'honorable Marie Biß, Ritter des Königl. Kronenordens,
83 Jahre alt, 40 Jahre Bürgermeister ohne unterbrochen.“

Ernst Moritz Arndt und der schwedische König

Als Ernst Moritz Arndt seine „Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen“ herausgegeben hatte, da tobten die pommerschen Edelleute gegen ihn und sandten seine Schrift dem schwedischen König zu, nachdem sie verschiedene Stellen, die ihnen zu freie und ungebührliche Urteile darstellten, rot unterstrichen hatten. Der König befahl daraufhin dem damaligen Generalgouverneur von Pommern, „den frechen Schriftsteller zur Verantwortung und Untersuchung zu ziehen.“

Ernst Moritz Arndt wurde vor ihn geladen. Er ließ sich aber nicht einschüchtern, und auf die Frage des Gouverneurs, wie er sich aus der Klemme zu ziehen gedanke, bat er ihn um Übergabe des Buches, strich viele Stellen, die über die Greulichkeit und Ungerechtigkeit der Leibeigenschaft berichteten, an und bat ihn, dem König nun auch die von ihm angestrichenen Stellen zur Kenntnisnahme vorzulegen.

Darauf kam vom schwedischen König die Antwort: „Wenn dem so ist, so hat der Mann recht.“

Sowas gibt's

„Ich war“, erzählt Herr Pfeifer, „ich war auf meiner letzten Reise auch in eine Stadt gekommen, da gab es einen Nebel, der war so dicht, daß man am hellen, lichten Mittag auf der Straße nicht die Zeitung lesen konnte.“

„Das ist gar nichts“, entgegnete ein Zuhörer. „Vergangenes Jahr war ich in einer Stadt, da gab es plötzlich einen so starken Nebel, daß ich mittags, mitten im Juli, meine Hand nicht erkennen konnte, wenn ich sie dicht vor die Augen hielt.“ „Donnerwetter“, wunderte sich Pfeifer. „Und wie hieß die Stadt?“ „Das weiß ich natürlich nicht“, erwiderte der andere. „Der Nebel war so dicht, daß

ich nicht sehen konnte, in welcher Stadt ich mich befand.“

Fritzen wird zum Einkaufen geschickt. Er soll ein viertel Kilogramm Salami holen, seine Lieblingswurstart. Fritzen bleibt lange, sehr lange. Endlich nach langem Warten, läßt sich Fritzen ohne Wurst erblicken. Vater nimmt ihn deshalb in ein strenges Verhör: „Fritz, wo hast du die Wurst?“ Fritzen wird verlegen. Endlich scheint er einen Ausweg gefunden zu haben. Er stottert: „Verloren.“ Vater ist aber nicht zufrieden. „Und das Papier?“ fragt er streng. Worauf unser Fritzen in aller Seelenruhe erklärt: „Auch mitgegessen!“

„Gestern am Stammtisch wollte jemand eine Flasche Wein für denjenigen stiften, der wahrheitsgemäß behaupten könne, er hätte niemals während seiner Ehe eine andere Frau geküßt. Stell dir vor, kein einziger konnte das!“

Sie: „Aber warum hast du dich denn nicht gemeldet?“

Er: „Oh... du weißt doch, ich trinke lieber Bier!“

Die drei Lehren

Kalif Manzur ließ sich einst vom Hofdichter Thaaleti Verse vortragen.

Ein Gedicht gefiel dem Kalifen so sehr, daß er entzückt ausrief:

„Dieses Poem ist wundervoll und ver-

dient preisgekrönt zu werden. Wähle, was dir lieber ist: Soll ich dir 300 Goldtoman geben oder drei weise Lehren, von denen jede unter Brüdern 100 Goldtoman wert ist?"

Um sich die Gunst des hohen Herrn zu erhalten, erklärte der Dichter nach kurzem Bedenken:

„Weise Lehren haben bleibenden Wert, deshalb ziehe ich sie dem Gelde vor.“
 „So höre die erste Lehre“, versetzte der Kalif. „Wenn dein Chalaf fadenscheinig wird, so lasse ihn nicht mit einem neuen Lappen flicken, denn dieses Kleid wird einen schlechten Eindruck machen.“

Die Gesichtszüge des Dichters verdüsterten sich und er sprach bei sich: „Nun habe ich 100 Toman eingebüßt.“

Der Kalif lächelte und fuhr fort: „Merke auf, denn nun folgt die zweite Lehre: Wenn du deinen Bart selbst, so achte darauf, daß das Ende desselben trocken bleibt, damit der Kragen deines Gewandes nicht beschmutzt wird.“

Beim Anhören dieser Alltagsweisheit stieß der Dichter einen schmerzlichen Seufzer aus. O Allah, nun sind 200 Toman beim Teufel, dachte er.

Wieder lächelte der Kalif und sprach: „Und nun kommt die dritte Lehre.“

Da unterbrach ihn der Dichter mit den Worten: „Oh, Ehrwürdiger, ich flehe dich an, behalte diese Lehre für dich und schenke mir dafür die 100 Toman, die mir mehr als alle Weisheiten der Erde wert sein sollen.“

Da lachte der Kalif und ließ dem Dichter 500 Goldtoman auszahlen.

Darum möglich

„Anna, gestern habe ich gesehen, daß Sie dem Milchmann in der Küche ein Stück Braten gegeben haben. Wie ist das möglich?“

„Weil Sie durch das Schlüsselloch geschaut haben, gnädige Frau.“

Die Antwort

„Was würdest du wohl sagen, wenn ich dir einen Kuß gäbe?“

„Nichts. Wie soll ich denn sprechen, wenn ich küsse!“

Einkauf

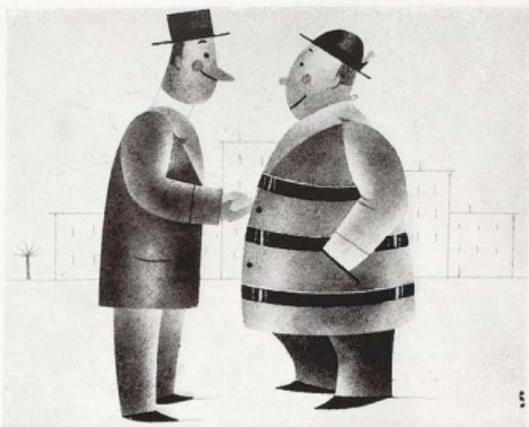
Betty schleift ihren Mann von einem Schaufenster zum anderen. Hier ein Modemagazin, dort ein Taschenladen, da ein Hutgeschäft.

„Schau, dieses entzückende Kleid!“
 „Sieh diese fabelhafte Tasche!“

„Guck, den wunderhübschen Hut!“
 So geht das den ganzen Nachmittag. Der Mann ist völlig wirr im Kopf. Endlich aber ist der Abend da, die Schaufenster werden dunkel. Man geht nach Hause.

Plötzlich ruft Betty: „Sieh einmal, den schönen Mond!“

Da ruft ihr Mann nervös: „Na gut, kauf ihn dir schon. Was kostet er?“



„Warum läufst du denn mit Faßreifen herum?“
 „Ja weißt du, ich leide an Platzangst.“

Bold

Grund genug

„Was, Sie haben Ihre Verlobung von der hübschen Lehrerin aufgehoben?“

„Ja, denken Sie bloß, eines Tages konnte ich nicht zu unserer Verabredung kommen, und da verlangte sie, daß ich am nächsten Tage eine schriftliche Entschuldigung von meiner Mutter mitbringen sollte.“

Deshalb!

Marie klopft Teppiche.
 Sie klopft sehr sanft mit ihrem Klopfstock.
 Die Gnädige ruft vom hohen Balkon:
 „Sie müssen stärker klopfen, Marie.“

„Geht nicht, gnädige Frau.“

„Wieso nicht, Marie?“

„Dann staubt's, gnädige Frau.“

Das Problem

Zwei Goldgräber im Innersten Alaska haben sich bei ihrem letzten Besuch in der Stadt ein Kochbuch mitgebracht. Nach kurzer Durchsicht pfeffert Tom den Band gegen die Wand des Blockhauses.

„Ist wohl nichts damit?“ erkundigt sich sein Freund.

„Völliger Blödsinn. Gleich am Anfang steht: Man nehme einen sauberen Kessel.“

Ihre Filme können Sie gewinnen

und damit Ihren Lieblingssport - das Fotograffieren - verbilligen, wenn Sie sich am Fotowelt-Rästel beteiligen. Jeden Monat neue Gewinnaussichten! Wollen Sie sich da nicht einmal das neueste Fotowelt-Heft für 25 Pf. kommen lassen?

Übrigens bringt die Monatschrift Fotowelt daneben natürlich laufend neue Anregungen, kritische Berichte, gute Bilder, aktuelle Aufsätze. Sie ist die Zeitschrift, die auch Sie brauchen.

Monatlich ein mindestens 24 Seiten starkes Heft in Kunstdruck für 25 Pf.

DIE FOTOWELT

ZEITSCHRIFT FÜR AMATEUR-FOTOGRAFIE



FERIEN-FOTO-FREUDE
 JULI 1938
 25 Pf.

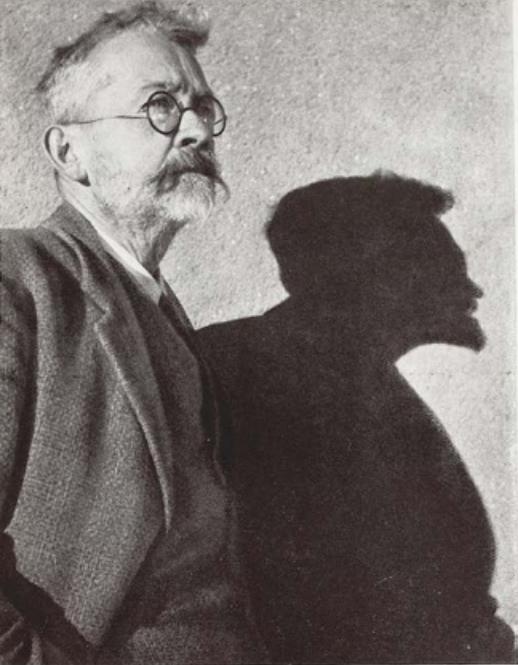
DIE FOTOWELT

ZEITSCHRIFT FÜR AMATEUR-FOTOGRAFIE



OLYMPISCHE SPIELE
 AUGUST 1938
 25 Pf.

Diese Zeitschrift müssen auch Sie lesen! Probehefte erhalten Sie von der
G. HIRTH VERLAG AG. IN MÜNCHEN 2 NO



DIE FOTO-JUGEND

in den Vordergrund und fällt uns besonders in die Augen. Der Gegenstand tritt plastisch hervor, hebt sich vom anderen ab, erscheint von der Fläche losgelöst — klar und lebendig. Fotografie ist Gestaltung mit Licht. Und das verpflichtet! Licht ist unser Werkzeug, unser Schreibgerät, das uns heilig werden muß. Und etwas Heiliges verschwendet man nicht. Wir müssen es hüten als großen Schatz, als unseren Reichtum. Und daraus erkennen wir ohne weiteres, daß das Spitzlicht das Wichtigste im Bilde werden muß, daß es den Puls des Ganzen darstellt. Nicht, indem es quantitativ in großen Massen auftritt! Sondern indem es Akzent wird.

Gib deinen Bildern Leben! Schenke ihnen ihre Dynamik mit Hilfe des Spitzlichtes. Komponiere mit Licht.

Doch das ist nicht der einzige Weg, um unsere Fotos lebendig werden zu lassen. Von ebenso großer Bedeutung ist das Moment der Klarheit.

Wenn unsere Bilder verworren sind, dann werden sie kaum lebendig sein. Dann sind sie chaotisch. Es lassen sich mit einem Foto nicht mehrere Motive zugleich formulieren. Ein Bild ist eine geschlossene Ganzheit für sich und verlangt, daß ein Motiv zu gestalterischer Vollendung kommt.

So finden wir die Methode zu lebendiger Darstellung. Sie fordert das Erkennen des einen Motivs und Beherrschung der Technik zur Erfassung eines dem Motiv entsprechenden Tonumfanges. Dieser ist in der Natur eng gebunden an die herrschende Stimmung. Mit Kunstlicht müssen wir ihn von uns aus schaffen, indem wir entsprechend der Idee, dem Motiv, den Tonumfang empfinden, der Natur nachgestalten. Hier findet das Verlangen nach tonwertrechtlicher Fotografie seine Begründung.

Das große Geheimnis des Lichtbildes ist lebendige Darstellung. Und ein Erläutern des Lichtes, dieses mehr oder weniger abstrakten Etwas, wird nötig, um im Lichtbilde zu formulieren, auszudrücken und zu berichten.

Gib deinen Bildern Leben!

Leben ist nicht Bewegung. Auch ein Film kann langweilig wirken, obgleich er Bewegung festhält.

Leben bedeutet mehr! Leben ist Wechselwirkung der Tonwerte, ist Linienführung, Bildaufbau und Stimmung. Auch der sachlichsten Studie ist Leben eigen, wenn sie interessant aufgebaut ist. Und wie soll ein Bild angelegt sein, damit es lebendig wirkt? Für viele wurde der diagonale Bildaufbau Universalrezept. Man weiß, daß sich so ein bestimmter Schwung ins Bild bringen läßt, und es wird versucht, das Ganze in dieses eine Schema zu pressen. Man vergißt, daß die Diagonale Ausdruck für einen Inhalt ist, der aber nicht als sinnlos angewandtes Rezept Verwendung finden darf. Dem Lebendigen haftet etwas Bewegliches zugleich an. Und dem widerspricht die starre Formel. Das Lichtbild soll nicht mathematisch konstruiert sein. Wir sollen es empfinden, von innen her schaffen. Und dazu werden uns alle Mittel dienlich sein müssen. Nach der Gesamtheit also gilt es zu suchen.

Primäre Bedeutung hat der Tonumfang. Doch nicht in dem Sinne, daß wir nach einer Fülle von Tonwerten streben, die sich erstrecken vom tiefsten Schwarz bis ins reine Weiß. Größere Bedeutung kommt der Mengenverteilung zu. Danken wir an eine Nebelstimmung. Hier haben wir ja fast nur graue Töne, die eben das Charakteristische ausmachen. Funkelt jetzt aber durch diesen grauen Schleier ein leuchtendes Spitzlicht, so gibt das dem Ganzen ein Stück Leben. Der Künstler nennt so etwas: einen Akzent.

Und auch im fotografischen Bilde spielt der Akzent eine wesentliche Rolle. Er wirkt wie ein kleiner Schwingungspunkt, der die Gesamtheit erklängen läßt.

Fotografie ist Gestaltung mit Licht. Da wird es nicht Wunder nehmen, wenn unsere Akzente gerade von den hellsten Partien des Bildes, eben den Spitzlichtern gebildet werden. Denken wir im besonderen an Gegenlichtaufnahmen. Dabei erscheinen die Gegenstände vom Licht umflutet; sie werden umgeben von einem Schimmern. Nehmen wir ein Porträt; das Profil läßt sich nicht besser betonen als gerade durch Gegenlicht. Und haben wir eine fein ausgeprägte Profilinie, dann werden wir ohne Bedenken zum Gegenlicht greifen. Wir lassen dabei dieses Profil Akzent werden. Und damit rückt das Wesentliche des Bildes

Allerlei von Bedeutung

Allenthalben muß immer wieder beobachtet werden, wie dem Negativ als kostbares Gut nicht die gebührende Sorgfalt gewidmet wird. Bei der Aufbewahrung sowie Ausarbeitung hapert es über die Ausarbeitung wurde erst kürzlich berichtet, so daß hier für die Aufbewahrung ein paar Sätze von Bedeutung bleiben: Registrierung ist wichtig, um Ordnung zu schaffen und einen Überblick zu haben. Die Aufbewahrung in zusammengeordneten Filmstreifen ist ebenso unzweckmäßig wie ein wirres Durcheinander von Einzelnegativen. Denn auch das trockene Negativ ist empfindlich. Zwar nicht gegen Licht, sondern gegen mechanische Verletzungen, insbesondere gegen Schrammen.

Deshalb werden Einzelnegative zumindest in Bergamintischen aufbewahrt, wenn schon die Anschaffung eines Ordners als zu kostspielig empfunden wird. Filmstreifen scheidet man. Denn auch beim Aufrollen entstehen Kratzer. Fingerabdrücke entstehen auch, wenn die Hände angeblich trocken sind. Denn die Gelatine nimmt aus den Hautporen begierig die Feuchtigkeit auf. Deshalb bittet man nicht nur Platten, sondern auch Filme nur am Rande an.

Die Haltbarkeit der Aufnahmen ist abhängig von guter und ausreichender Wässerung. Das bezieht sich sowohl auf das Negativ als auch auf das Positiv.

Einen bedeutenden Anteil hat hierbei der Zeitfaktor. Denn die Fixiersalze müssen aus der Gelatine entfernt werden, wobei es chemisch zu einem nicht beträchtlichen Teile um Diffusion geht. Schalenwässerung ist schlecht, wenn die Aufnahmen lange Zeit unbeweglich liegen bleiben und Positive sich womöglich dabei überdecken. Häufiger Wasserwechsel ist deshalb am Platze. Da die Fixiersalze schwerer sind als Wasser, sinken sie nach unten. Somit können die Aufnahmen auch in einem tieferen Behälter an Korkkammern schwimmend gut auswässern.

Die Wässerungszeit von einer Stunde soll man im allgemeinen nicht kürzen.

GOLDENE FOTOWORTE

Diese wichtige Folge beginnt in der nächsten „JUGEND“